

Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Mittwoch, 1. April 1970

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach an der Riß

Nr. 1 / 13. Jahrgang

Wechselvolle Geschichte des Musikvereins Biberach

Festrede von Oberbürgermeister Hoffmann anlässlich der Jubiläumsfeier zum 200jährigen Bestehen

Nicht in allen Jahrhunderten standen die ausübenden Musiker bei den Bürgern der alten freien Reichsstadt Biberach in so hohem Ansehen, wie heute und vor 200 Jahren. Zwar wurde auch in Biberach, wie in mancher anderen Stadt, so führte der Oberbürgermeister beim Festakt am 30. November 1969 im Stadttheater im einzelnen weiter aus, schon lange vor der Reformation an der Lateinschule die Kirchenmusik, teilweise auch weltliche Musik, gepflegt und bei geeigneten Anlässen ausgeübt. Und nach der Reformation und dem Augsburger Religionsfrieden entstand, wie in allen anderen Lebensbereichen unserer Stadt, zur Herstellung der konfessionellen Parität eine zweite Gruppe von Chorknaben, ausgebildet vom Rektor der evangelischen Lateinschule, deren Aufgabe es war, im evangelischen Gottesdienst zu singen. Schüler, die eine besondere musikalische Begabung hatten, wurden in das sogenannte Alumnat aufgenommen, in dem sie neben dem regelmäßigen Unterricht vor allem auch musikalisch ausgebildet wurden.

Während allerdings in anderen Städten, wie August Bopp es in seinem Werk über „Das Musikleben in der freien Reichsstadt Biberach“ schildert, fast überwiegend zu Alumnen, also zu Singknaben ausgewählte Schüler im Elternhaus wohnten, „hatten in Biberach bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts diese Knaben im Spitalgebäude ihre Wohnung, wurden dort verpflegt und unterstanden als richtige Internatsschüler der speziellen Aufsicht des mit ihrer wissenschaftlichen und musikalischen Ausbildung beauftragten Präzeptors“. Dieses Internat wurde von der Stadt unterhalten und die evangelischen Ratsprotokolle berichten regelmäßig über irgendetwelche Angelegenheiten, die im Zusammenhang mit dem Alumnat beraten und beschlossen wurden. Diese Regelung sicherte der Ausbildung und dem Werdegang der Alumnen ein fortdauerndes Interesse der Obrigkeit, was sich auf deren Leistungen im Vergleich zu anderen Schulen sehr positiv auswirkte. Der Bürgermeister beteiligte sich teilweise persönlich an der Auswahl der Schüler.

Da mit der Aufnahme nach dem Bestehen einer Prüfung eine kleine Besoldung verbunden war und darüber hinaus den Alumnen aus verschiedenen Veranstaltungen verhältnismäßig hohe Einnahmen zufflossen, waren diese Stellen im

Internat sehr begehrt. So wurden z. B. im Jahre 1654 allein aus dem Kolbengesang 49 Gulden an die Alumnen verteilt (beim Kolbengesang wurden an Stangen befestigte Laternen mitgeführt, ein Brauch, der sich bei den Kindern bis heute erhalten hat). Streng wurde darauf geachtet, daß jeder sein Scherflein gab. Wer nichts da hatte, erhielt am nächsten Tag Besuch und wurde dann — nie erfolglos — auf die Wohlgefälligkeit fröhlichen Gebens hingewiesen. Bald wurde neben der reinen Vokalmusik auch Instrumentalmusik gelehrt. Man unterschied zwischen den „Alumnen beim Gesang“ und den „Konzertalumnen“.

Die Alumnate bestanden bis in die dreißiger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts und noch in der jüngsten Gegenwart leben Schüler des Biberacher Alumnats, „Alumler“, wie sie sich selbst nannten. Von dem bekannten Biberacher Maler Johann Baptist Pflug ist eine Aufzeichnung über seine Aufnahmeprüfung etwa im Jahr 1795 überliefert, die vom damaligen Bürgermeister von Pflummern geleitet wurde und deren wichtigste Erinnerung für Pflug die akkurate und reich verzierte Kleidung der Prüfer, vor allem des Bürgermeisters und des Dekans war.

Andererseits gab es schon in früherer Zeit in der Stadt bezahlte Musikanten, deren Aufgabe es war, bei Hochzeiten und allen Arten von weltlichen Festen sowie in Gasthäusern aufzuspielen. Diese Musiker waren durch eine Fülle von Verordnungen und Vorschriften des Rates der Stadt eingeeignet, hatten aber auch das alleinige Recht, bei den genannten Gelegenheiten aufzuspielen. So heißt es in einer Chronik des siebzehnten Jahrhunderts: „Item dieser Zeit (1520) hat ein Rath gemeine Stadtpfeiffer besoldet; die etwann Spielleuth zu Kirchen und Straßen, auch die auf das Hausz wollen, hat sie und keine andere brauchen dörfen“. Diese Privilegien der Stadtmusikanten zum Aufspielen bei allen festlichen Anlässen sind schon im Jahr 1484 nachgewiesen und ihre Aufgabe war es, nicht allein gegen ein, genau vom Rat der Stadt festgesetztes Entgelt zu spielen, sondern auch über die guten Sitten und die Einhaltung der Polizeistunde zu wachen. Ob diese Vermengung von Zuständigkeiten auch zu sinnvollen Ergebnissen geführt, oder ob man damit den „Bock zum Gärtner gemacht“ hat, darüber gibt es leider keine Berichte.

Schon im Mittelalter ein Trompeterkorps

Überliefert ist aber, daß die gesamte Aktivität des Bürgertums, das nach Minnegesang, Ritterturnieren und fürstlichen Festen nun auch an der Fröhlichkeit teilhaben wollte, durch genaueste Vorschriften, sogar über Instrumente und Kleidung, eingeeignet und durch Gruppenrivalitäten innerhalb der Bürgerschaft behindert war. Bald entsanden Bruderschaften und Zünfte der Spielleute und es gab in Biberach schon im Mittelalter ein Trompeterkorps, wie es heißt, aus „musikalisch gut gebildeten Leuten von hohem Stande“ (Vorläufer also unserer heutigen Stadtkapelle). Können heute glücklicherweise alle Bürger unserer Stadt in den Genuß der Musik jeglicher Instrumente kommen, so war damals z. B. blasen von Waldhörnern, nach einem Protokoll aus dem Jahre 1655, nur bei Festen der Ratsherren erlaubt. Auf „wildes Musizieren“ stand allerdings harte Strafe: so ist ebenfalls in einem Protokoll vermerkt, daß den Musikern, die trotz Verbots an der Jahreswende 1562/63 das „Gut Jahr“ angeblasen haben, bei Wiederholung der Turm angedroht wurde. Überdies wurden die Musikanten streng zur Gewerbesteuer herangezogen, obwohl sie kein eigenes Vermögen besaßen, was dazu führte, daß sie sich bei steigender Konkurrenz von außerhalb der Stadt bald einen zweiten Beruf zulegen mußten. Die Wirtsleute wiederum beklagten die harten

Verordnungen für Musikanten und ihr Spiel, weil, wie es heißt, z. B. bei Viehseuchen „viele Leute in auswärtige Wirtschaften geloffen“. Welch eine Parallele zum heute so aktuellen Denkmodell der Gebietsreform und ihrer Auswirkungen auf den Einzelhandel bisheriger Kreisstädte. Obwohl man der Spielleute bei allen festlichen Anlässen bedurfte, gab es in frühen Zeiten zunächst mehr Verbote und Hindernisse, als Anerkennung.

Der Beruf des Musikanten war, und das galt teilweise auch für die Schüler des Alumnats, gesellschaftlich nicht sehr angesehen. Zur Zeit der Gründung des Musikvereins schreibt einer der Mitbegründer, der Säcklermeister Johann Maximilian Kick, in seinen von August Bopp wiedergegebenen Aufzeichnungen: „Ich kam in die Lehr als Säckler, mußte 3 Jahr lernen, bei einem Meister, der ein Feind der Musik war. Von der Lehr an bis zu meiner Hochzeit ging hauptsächlich nichts vor, zum öfteren wollte das Geigen lernen, mein Seel. Mutter ließ es nicht zu, weil sie fürchtete, ich möchte ein Spielmann werden, vor diesem Namen eines Spielmannes und der selben Aufführung sie immer ein abscheu hatte.“

Diese Einstellung der Musik gegenüber schwand jedoch zunehmend mit der Emanzipierung des Bürgertums und dem Maß, in dem sich

die Bürger dieser, früher nur an Höfen geübten Ausübung der Musik annahmen. Der Zeitpunkt, an dem dies in den einzelnen Städten eintrat, war sehr verschieden. Die erste Laienspielgruppe ist das Musikkranzlein Worms vom Jahre 1561, zu den ältesten gehören auch das Collegium musicum in Nürnberg, das Convivium Musicum in Hof 1586 und eine Musikgesellschaft, die seit 300 Jahren ununterbrochen in Winterthur bis heute besteht. Mozart berichtet von einer seiner Reisen, daß er in Augsburg ein collegium musicum angetroffen habe. Zu den ältesten und berühmtesten gehört auch das Leipziger collegium musicum, in dem Studenten und Bürger unter der Leitung von Johann Sebastian Bach vor König August III. anlässlich seiner Wahl zum polnischen König die Kantate „Preise dein Glücke, gesegnetes Sachsen“ im Jahre 1734 aufführten. In Fortsetzung der Tradition dieses Musikcollegiums gründete später die Concertgesellschaft Leipzig im vergangenen Jahrhundert das berühmte Gewandhausorchester.

So gehörte also Biberach mit zu den ersten Städten, in denen sich Musikliebhaber zu gemeinsamen Ausübung der Musik regelmäßig zusammenfanden. Die starke Entwicklung der Instrumentalmusik im Barock und das klare, aber auch starre kompositorische System des Kontrapunktes mit Generalbaß, mit Hilfe dessen schon jeder mittelmäßige Musikschüler komponieren lernen konnte, erleichterte diese Anfänge. In Biberach treffen sie zusammen mit dem Übergang von der Barockmusik zur Wiener Klassik. Spätwerke Bachs und die Werke seiner Söhne atmen schon den Geist der Klassik, wenngleich diese selbst in ihrer eigentlichen Form noch nicht deutlich ist. Aber in der Mannheimer Schule, dem Bindeglied zwischen Barock und Klassik, zeigt sich schon die Durchbrechung des bis dahin unbezweifelbaren Systems, dessen Bedeutung wir vielleicht ein wenig daran ermessen können, daß die Zuhörer vor Erstaunen aufsprangen, als sie in Mannheim zum ersten Mal ein Crescendo erlebten, ein langsames Ansteigen der Klangfülle und Lautstärke also, wo es doch bis dahin niemals etwas anderes als lautes oder leises Spiel gegeben hatte.

Musikalische Maßstäbe durch J. H. Knecht

Eine Zeit des Umschwunges also, in der der Aufbruch im Biberacher Musikleben geschah, in der die Bürger unserer Stadt das Abenteuer der Interpretation, der Wiedergabe großer Kompositionen entdeckte. Daß sich auf diesem geistigen Hintergrund gleich ein so bedeutender Musiker und Komponist fand, wie Justin Heinrich Knecht, der von vornherein Maßstäbe für das Musizieren in unserer Stadt setzte, die seitdem ihre Gültigkeit behalten haben, war ein glücklicher Umstand, dem die der Musik wie auch den anderen Musen so früh und so stetig zugeneigten Biberacher Bürgern viel zu verdanken haben. Zu früh allerdings mußte Knecht als noch Neuzehnjähriger nach Abschluß des Eßlinger Kollegialstiftes die Nachfolge des ersten Leiters der sogenannten „Löblichen Musikgesellschaft“, Vorgängerin des heutigen Musikvereins, Rektor Doll im Jahre 1771 übernehmen — zu früh, weil es seinen hohen musikalischen Fähigkeiten angemessener gewesen wäre, seine Ausbildung durch ein Universitätsstudium fortzusetzen.

Wer weiß, ob er in diesem Fall allerdings je wieder nach Biberach zurückgekehrt wäre. So aber hatte die Obrigkeit bereits über ihn verfügt und sein in mancher Hinsicht tragisches Schicksal war es, daß er von nun an aus der für die Weite seines Geistes, von ihm oft als eng empfundenen Heimatstadt nicht mehr herauskam und der in späteren Jahren unternommene Versuch, im freien Stuttgarter Hofleben und in der Handhabung des größeren und vollkommeneren Instrumentes der dortigen Hofkapelle Erfüllung

zu finden, scheiterte, weil er sich dann aus Altersgründen nicht mehr in der ihm fremden Welt zurecht fand.

Wie stark das Denken der Menschen — auch der Musiker — zu dieser Zeit in der Unterordnung gegenüber der Obrigkeit befangen war, kann kaum deutlicher zum Ausdruck kommen, als in der Bittschrift des Thurmers, der zu Weihnachten und zum neuen Jahr vor den Häusern der Honoratioren und Geistlichen mit der Trompete spielen wollte und hierzu vorher beim Magistrat mit folgenden Worten im Jahre 1788 um Erlaubnis anhielt:

Wohl- und Hochedelgeborene, Hochedel-Gestrenge und Hochgelehrte, Hoch-Edle, Fürsichtig, Hoch- und Wohlweise! Gnädig, Großgünstig und Hochgebietende Herren und Oberrn!

Bei so herannahenden heiligen Christ-Ferien und hienach folgendem Jahreswechsel habe ich Endesbenannter nicht umhin sollen, eine zu Seel und Leib vergnügteste Begehung unterthänigst zu appreciieren, anmithin nun dem Allerhöchsten grundmüthigst anzuwünschen, daß Hochderselbe nicht allein gemeldte heilige Ferien und Jahres-Revolution in allem hohen Vergnügungen passieren, und das abeilende Jahr vollends beschliessen, sondern auch das neu eintretende mit noch vielen folgenden in allselbst wollenden hohen Wohlwesen erleben mögen, unter zumalen angefügt ganz unterthänigster Bitte, mir mehrmalen in Obrigkeitlichen Gnaden zu erlauben, einem jeden Hoch- und Wohlanschnlichen Raths-Corremembro, dem alten Herkommen gemäß meine Rangsgziemende Aufwartung mit der Trompete machen zu dürfen. Welch hohe Gnade ich sets-hin dankbarst erkennen werde und ersterbe mit allvollkommenst schuldiger Hochachtung.

Eines Hochlöblichen Magistrats unterthänigst gehorsamster Burger Joseph Weilbacher Stadthurmer.

Bezeichnend ist auch, daß sich Knecht in der ungewohnten Umgebung des Hofes unfrei fühlte und das, als er im Jahre 1809 nach Biberach zurückkehrte, so ausdrückte: „Ich will lieber in Biberach bei meinem Bierle sitzen, als eine solche Hofluft atmen, die mich vom freien Menschen zum unfreien machte. Nur keine solchen eigenliebigen, niemals fehlen wollenden Musikmenschen dirigieren müssen.“

Durch die Jahrhunderte war die Arbeit des Musikvereins und seiner aktiven und passiven Mitglieder durch den Gegensatz zu dieser Bemerkung, also nicht durch die Eigenliebe, der die erlernte Kunst, ein Instrument zu spielen, zu dienen hatte, sondern durch die Liebe zur Sache, zur Musik geprägt.

Der Tradition und Neuzeit verbunden

Die wechselvolle Geschichte des Musikvereins, die zahlreichen Höhepunkte mit großen Aufführungen und ehrenvollen Auszeichnungen ist in der vom Musikverein aus Anlaß des Jubiläums herausgegebenen Schrift nachzulesen. In der Tradition wurzelnd, ihr aber nie allein verhaftet, sondern das Neue immer mitaufnehmend, haben die aktiven Mitglieder des Musikvereins zur eigenen, wie zur Freude aller Bürger seit zwei Jahrhunderten musiziert. Dank dieser, dem wahren Musiker innewohnenden Beweglichkeit, fan-

den sich die Mitglieder der Orchester nicht nur zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in der alles bis dahin Gewesene revolutionierenden Musik Ludwig van Beethovens, sondern auch in der Multipopularität unserer modernen Musik in einer Zeit zurecht, in der der Taktstrich, der früher zugleich das Maß für den Rhythmus darstellte, zur bedeutungslosen Formalität geworden ist.

Die Auseinandersetzung mit der lebendigen, niemals im Hergebrachten stehenbleibenden Musik ist gerade in der Gegenwart nach dem allmählichen Verschwinden der klassischen tonalen Harmonie, in einer Zeit, in der sich die Zerrissenheit des Menschen, sein Uneinssein mit sich und der ihn umgebenden Welt, die Suche nach neuen, gültigen Grundlagen seiner Existenz mehr als je zuvor auch in der Musik wieder spiegelt, eine für ein Laien- und Liebhaberorchester kaum zu bewältigende Aufgabe. Daß der Musikverein Biberach sich auch mit diesem Problem auseinandersetzt und die Aufgabe, die ihm aus der heutigen Zeit heraus gestellt ist, ernst nimmt, beweist seine Fähigkeit zur ständigen Regeneration und zeigt seine erfrischende Lebendigkeit bis in unsere Tage. Über die Qualität der Leistungen selbst braucht, angesichts des im Rahmen der Jubiläumsveranstaltungen Gebotenen, nichts gesagt zu werden. Jede dieser Veranstaltungen spricht für sich selbst besser, als es lobende Worte unzureichend vermögen.

Schwendis Entwicklung zur Industriegemeinde

Ortschronik in Kürze — Urkundlich bereits im 8. Jahrhundert erwähnt

Im freundlichen Rottal liegt auf der rechten Seite des Flüscheus der langgezogene stattliche Marktflöcken mit seinen zwei Kirchen. Die Entstehung des Dorfes dürfte in die II. Rodungsperiode im 8. Jahrhundert fallen, denn schon um 1100 ist der Ortsadel genannt. Schwendi, in Urkunden Seveindi oder Suendi geschrieben, verdankt seine Entstehung alemannischen Familien, die sich um das Jahr 700 ansiedelten und den Wald schwinden machten oder rodeten. Die Besiedelung dürfte von Norden erfolgt sein, denn schon in der Römerzeit führten Straßen von Rißtissen ostwärts und nach Kellmünz. Die Anlage des Ortes zeigt infolge seiner Straßenführung, daß sowohl eine Nord-Süd- als auch eine West-Ost-Verbindung nachzuweisen ist. Am nördlichen Ende des Ortes steht die Pfarrkirche zum hl. Stefan und Alexius, deren Westgiebel aus einer alten Burg stammt, die im Jahre 1561 von Marquard von Schwendi erbaut wurde.

In einer Urkunde des Klosters Ochsenhausen, das im 11. Jahrhundert Güter von Seveindi, wie der Ort damals genannt wurde, erhielt, wurde im Jahre 1129 ein Marwardus und Meigoz de Suendi als Zeugen in einer Urkunde des Klosters erwähnt, während 1228 ein Dominicus Heinrichus de Swendin verzeichnet ist, der mit Graf Conrad von Grüningen in Palästina war. In der Reihe des Ortsadels ist unter dem Jahr 1373 ein Hainz von Schwendi und ein Hans von Schwendi ver-

Kulturarbeit des Musikvereins bedankt

Die Stadt Biberach hat ihre hohe Einschätzung des Musikvereins und ihr besonderes Interesse an seiner Arbeit durch die Einstellung eines städtischen Musikdirektors, der dem Verein und seinen Klangkörper zur Verfügung steht, bezeugt. Die Stadt ist stolz auf die Leistungen der Musiker, die weit über den Stadtbereich hinaus Anerkennung gefunden haben. Ein äußeres Zeichen für diese Anerkennung ist die Verleihung der vom Bundespräsidenten der BRD gestifteten Plakette „pro musica“. (Die hohe Auszeichnung wurde von Regierungspräsident Birn, Tübingen, überreicht.)

Die guten Wünsche des Gemeinderats, der Stadtverwaltung und aller Bürger dieser Stadt für die Zukunft des Musikvereins Biberach und zugleich der Dank für alles bislang Geleistete gelten allen Musikern, aber auch denen, die sich für die oft so mühevollen organisatorischen Arbeit im Vorstand und anderen Ämtern des Vereins zur Verfügung gestellt haben. Wir hoffen, daß es ihnen in dieser durch die Vielfalt der Produktion unserer Massenmedien an eigener und schöpferischer Tätigkeit des Menschen immer ärmer werdenden Zeit gelingt, stets junge Menschen zu finden, die dem Musikverein eine Zukunft sichern, die seiner Vergangenheit würdig ist.

zeichnet. Von Bedeutung ist auch der im Jahre 1484—1490 erstellte Zeitblomaltar in der Annakapelle, dessen Stiftertafeln ehemals seitlich am Schrein hinter den Drehflügeln angebracht waren.

1576 erfolgte die kaiserliche Belehnung des Blutbanns, Stock und Galgen für die Herrschaft Schwendi (3 Hinrichtungen für Kreuzpartikelräuber). Schwendi erhielt Marktrecht mit eigenem Maß und Gewicht. Wichtig ist die im Jahre 1522 erfolgte Geburt des berühmtesten Trägers des Namens Schwendi, Lazarus von Schwendi, geboren in Mittelbiberach, zugleich Begründer der elsässischen Linie. Als kaiserlicher General unter Karl V., Ferdinand I. und Maximilian II. zeichnete er sich hauptsächlich in den Türkenkriegen aus. Unter dem Jahr 1648 erscheint ein Maximilian von Schwendi, bischöflich passauischer Kammerherr, Hofmarschall, Hofratspräsident und Abgesandter beim westfälischen Frieden. 1693 erfolgte die Gründung der Weberzunft, 1693 brannte das Schloß und 1698 heiratete eine Johanna von Schwendi den Grafen Franz von Öttingen-Spielberg und bringt dadurch nach dem Ableben ihres Vaters Franz von Schwendi die Herrschaft, zu der auch Großschafhausen gehörte, an das Öttingsche Haus. Am 20. Februar 1820 erwarb der Bankier von Süßkind aus Augsburg die Herrschaft und den Ort Schwendi mit Großschafhausen um 150 000 fl.

Ins Jahr 1852—53 fällt der Neubau des Schlosses durch Freiherr von Süßkind. In einer weiteren Beschreibung des Ortes um 1850 steht über Schwendi unter anderem: „In ritterschaftlichen Zeiten steuerte Schwendi zum Kanton Donau, 1806 kam es unter bayrische, 1810 unter württembergische Oberhoheit. Die Gebäude sind, mit Ausnahme der im städtischen Stil erbauten gutherrlichen und der öffentlichen, meist aus Holz erbaute Bauernwohnungen, deren Bedachung nur selten aus Stroh, sondern beinahe durchgängig aus Ziegelplatten besteht.“

Aus neuerer Zeit sind verschiedene Daten von Bedeutung, unter anderem erfolgte 1904 die Eröffnung der Eisenbahnlinie, 1906—07 Bau der Wasserleitung durch Gebr. Miller, 1914—18 I. Weltkrieg: 52 Gefallene und 3 Vermißte, 1939—45 II. Weltkrieg: 68 Gefallene und 36 Vermißte. Im April 1945 besetzten Amerikaner den Ort; später kamen französische Truppen. Oberhalb Schwendi bei Weitenbühl fanden Kampfhandlungen statt, die zu Verlusten auf beiden Seiten führten, darunter ein deutscher Ritterkreuzträger, der auf dem örtlichen Friedhof beigesetzt ist. Von großer wirtschaftlicher Bedeutung war für Schwendi auch das Jahr 1957. Die Industriefirma Max Weishaupt feierte mit einem Stab von über 200 Mitarbeitern das 25jährige Geschäftsjubiläum. Inzwischen hat sich das Unternehmen erheblich vergrößert und Weltruf für seine Erzeugnisse erlangt.

Aus Schwendi sind gebürtig Wilhelm Knapp, Heimatdichter, von dem der Spruch stammt: „I kenn Di, Du bist von Schwendi!“ Auch Hofrat Max Springer, Professor an der Staatsakademie für angewandte Kunst in Wien, stammte aus Schwendi sowie sein Bruder Franz Springer, der ebenfalls ein bedeutender Musiker war. A.

Woher stammt der Name Jordanbad?

Urkundlich schon um 1470 benannt — Wasacher Hof seit 1298

Über das Jordanbad ist in der Beilage „Zeit und Heimat“ vor Jahren schon ausführlich berichtet worden, und zwar durch Archivrat Dr. Renz, der selbst im Jordanbad aufgewachsen ist, in Nr. 3 vom 16. April und Nr. 4 vom 13. Juli 1933, auch vorher schon durch Otto Funk von Biberach in Nr. 45 vom 5. Dezember 1926. Es wird sich wohl kaum jemals feststellen lassen, wann der Badebetrieb dort aufgenommen wurde. Dem Biberacher Spital gehörte der Wasacher Hof = Jordanbad seit 1298. Noch 1470 ist in einer Urkunde, in der es sich um eine Entschädigung an den damaligen Pächter Hans Knüttel handelt, die Rede von einem Bad unter dem Wasacherberg. Der Name „Jordanbad“ war damals noch nicht gebräuchlich, doch trägt die betreffende Urkunde den Ablegevermerk „Jordanbad“, so daß er um jene Zeit aufgekommen sein wird. Vermutlich dürfte es von Ummendorf her, das zu jener Zeit dem Kloster Weißenau bei Ravensburg gehörte (mit seinen zwei Johanniskirchen), die neue Benennung „Jordan“ wohl in Anlehnung an die biblische Geschichte bekommen haben.

In der Beschreibung des Oberamts Biberach von Oberfinanzrat von Memminger im Jahre 1837 ist zu lesen: „Wann und warum der Name Wasach in Jordan umgeändert wurde, ob dieses Bad seinen neueren Namen einer erbaulichen Vergleichung mit dem Jordan in Palästina ver-

danke, wie Dr. Müller und auch schon Dr. Braun in seiner Schrift über das Bad meint, oder ob es diesen nach einem schwedischen Obrist Jordan führe, der hier nach dem 30jährigen Krieg seine Genesung fand, ist ungewiß. Die letztere Deutung kann ohne weiteres ausscheiden, denn das Bad wurde schon vor dem Besuch durch den schwedischen Obristen „Jordan“ genannt. So kann dieser Name in den spitälischen Gültbüchern, die um 1500 beginnen, schon 1510 und in einem Salbuch des Klosters Weißenau 1526 festgestellt werden. Aus dieser Zeit ist in der Weißenauer (Murerischen) Chronik auch eine Zeichnung des Bades überliefert, das damals in der Regel nur etwa 9 Wochen als sogenanntes „Maienbad“ betrieben wurde, so im Jahre 1593 vom 26. April bis 23. Juni. Der Wirt war Hans Knecht, ein Ahne des Biberacher Komponisten Justin Heinrich Knecht, von welchem ein weiterer Ahne zwei Generationen später ebenfalls Jordanwirt gewesen ist. Es wurde seinerzeit, wie auch die Zeichnung zeigt, in Holzzubern gebadet, die vom Spital zur Verfügung gestellt, aber auch von den Badegästen mitgebracht wurden. Diese verpflegten sich zum Teil auch selbst, was von den jeweiligen Jordanwirten nicht gerade gern gesehen wurde und zu manchen Verdrießlichkeiten führte, wie dies aus noch vorhandenen Schreiben hervorgeht. Seit 1827 ist das Jordanbad in Privatbesitz. C. Kleindienst

Brücken- und Menschenchicksale im Illertal

Geschichtliche Schau in die Vorzeit — Aufzeichnungen über das dramatische Geschehen gegen Ende des Zweiten Weltkrieges

Wer auf der Illertalbahn von Ulm nach Kempten fährt, sieht nach einstündiger Fahrt zugleich rechts die Iller und links den tertiären Höhenzug eng an die Eisenbahn herantreten. Der Ort links oben, den Illerübergang beherrschend, zum Wohnort wie zur Festung geeignet, ist das geschichtlich bedeutende Kellmünz. Auf keltischen Ursprung weist diese Ortsbezeichnung als Flußübergang im allgemeinen hin, ähnlich wie bei Kehl am Rhein, Kehlheim an der Donau und Kehlen an der Schussen im württembergischen Oberland. Die den Kelten nachfolgenden Römer wußten mit der keltischen Bezeichnung nichts anzufangen und nannten das spätere Kastell Coelius Mons nach dem Celius, einem der Hügel, auf denen Rom liegt.

In Kellmünz lag die 3. herulische Cohorte der III. römischen Legion, welche 8000 Mann stark das ganze Land rechts der Donau zu verteidigen hatte. Im Kastell Kellmünz liefen vier Haupt-Römerstraßen zusammen. Hier befanden sich im Laufe der Zeit zwischen der Güterhalle des Bahnhofs und der Notbrücke auf einer Flußlänge von 423 m nicht weniger als sechs Brücken, damals ein ganzes Brückenbündel. Es ist merkwürdig, daß die Linie Krumbach — Kellmünz westlich der Iller verlängert Bellamont trifft, das sehr alte Waldsee berührt und in ihrem weiteren Verlauf auf das uralte Meersburg und die wichtige Römerstadt Konstanz weist und weiterführt nach Windisch an der Aare, dem römischen Vinonissa, Standort der III. römischen Legion.

Südlich und nördlich von Kellmünz befinden sich an allen halbinselartig in die Illerniederung vorspringenden Geländenasen Furten. Es waren Zwangswechsel für Tiere und Menschen. In graue Vorzeit zurück weisen die etwa 500 m östlich des Ortsausgangs von Kellmünz gemachten Funde von versteinerten Knochenresten von einem Mastod. Die erste nachweisliche Furt, die in der Kleinstenzeit, also vor mehr als 4000 Jahren, benützt wurde, befindet sich im sogenannten Bärlingen, etwa 2 km südlich von Kellmünz. Hier war der Wechsel für die Menschen, die aus dem Donautal kommend über die Iller zum Bodensee ziehen wollten. An dieser Furt mußten die Menschen oft warten, bis sich die Illerwasser verlaufen hatten und dann eine günstige Übergangsmöglichkeit gegeben war. Den vielen steinzeitlichen Funden nach — Schaber, Messer und Pfeilspitzen aus grünem und rotem Feuerstein — befand sich hier ein Hauptübergangsplatz. Die Wahl des nach allen Seiten geschützten Wohnplatzes läßt es wahrscheinlich erscheinen, daß sich hier eine steinzeitliche Siedlung befand. Der Mensch jener Zeit befand sich im Übergang von der Jäger- und Sammlerstufe zur Viehzucht- und Ackerbaustufe. An die Stelle der Höhle trat das Haus, an die Stelle der Horde die Familie, welche Selbstversorger war. Es war die Zeit, in der der Mensch den Pflug erfand. Die steinzeitliche Siedlung an der Illerfurt im sogenannten Bärlingen könnte nach der Art der Anlage als Frucht einer Gemeinschaftsarbeit eine Verteidigungs- und Fluchtburg gewesen sein.

Grabhügel und Schatzfund an der Wolfurt

Nur wenig nördlich davon, an dem als Bergnase vorspringenden Mühlberg, wo die von Babenhausen kommende Bahnlinie ins Illertal hinuntersteigt, befand sich die zweite nachweisliche Furt. Wir nennen sie die Wolfurt, weil sie zweifellos mit dem jenseits der Iller in der Markung Dettingen liegenden Flurteil zusammenhängt. An dieser zwischen dem Rösselemahd und dem Mühlberg liegenden Furt spielt die Sage vom Wodansschimmel, die christianisiert zur Sage vom Talweible und dann zur Stätte der Muttergottesverehrung wurde. Steinbergers Käppele befindet sich heute dort mit einem Madonnenbild.

An dieser Furt sind es vor allem Funde aus der Bronze-Zeit, vermutlich aus der Zeit von 800 bis 1000 v. Chr., welche wertvolle Aufschlüsse geben. Wo die Eisenbahn die an die Furt hinabführende Bergnase durchschneidet, wurde eine sehr gut erhaltene Bronzeplakette, ein Medusenhaupt, gefunden. Nur wenig östlich von der Wolfurt befindet sich ein Grabhügel aus der Bronzezeit. Besonders markant zeichnet sich der Grabhügel mit seiner unter Denkmalschutz stehenden Einzel-Fichte, von Dettingen aus gesehen, als Silhouette über der östlichen Horizontlinie ab. Im Fuchsbühl, wie dieser Grabhügel im Volksmund heißt, fand man aus der Bronze-Zeit Sichel, Spiralarmspangen, Dolche, Lanzenspitzen und einen Kelt, das wichtigste Arbeitsgerät jener Epoche. Die Funde weisen auf Feuer- und Erdbestattung hin. Die von der Erdbestattung herrührenden Funde sind jedoch schöner und reicher. Als Grab-Beigaben wurden gefunden

Urnen mit Haselnußresten, Vogelgebeinen und Schnecken. Diese Funde befinden sich im Heimatmuseum in Memmingen.

Die Ausgrabung des Grabhügels erfolgte durch Professor Schiller und Kaufmann Roman Linder, Kellmünz, im Jahre 1887. Funde auf Kellmünzer Seite finden ihr Gegenstück in dem Schatzfund an der Wolfurt auf Markung Dettingen. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurde dort bei Grabarbeiten eine mit Bronze-Armreifen gefüllte Urne gefunden und leider aus Unkenntnis der Bedeutung des Fundes bis auf Bruchteile vernichtet. Es ist bedauerlich, daß dieser wertvolle Schatzfund, der nicht Grab-Beigabe war, verloren ging. Die Funde beiderseits der Wolfurt lassen darauf schließen, daß damals sowohl keltische als illyrische Siedler im Illertal lebten und die Wolfurt benützten. In jener Zeit blühte bereits ein weitgespannter Handel. Denn Kupfer und Zinn, welche im Verhältnis 9:1 die Bronzemischung ergaben, wurden bereits in Metallbarren im Tauschhandel aus dem Orient bezogen.

Von den Furten zum Brückenbündel

Das älteste Glied dieses Brückenbündels bei und nördlich Kellmünz und damit die vermutlich älteste Brücke überhaupt führte in Richtung Kirchberg. Es war eine Eichenholzbrücke. Die Pfähle waren noch nicht eisenbeschützt und trotzdem tief in den Flins des Flußbettes eingerammt. Die Fahrbahn war etwa 3,5 Meter breit. Etwas mehr wissen wir von der zweiten Brücken-Anlage, der Römerbrücke bei Kellmünz. Die Römer haben Kellmünz bereits vor 1900 Jahren besiedelt. Zwischen 259—271 n. Chr. wurde die römische Siedlung durch die Alemannen zerstört. Um das Jahr 292 eroberten die Römer Kellmünz wieder zurück. Etwa 357—358

wurde das Römer-Kastell Kellmünz ausgebaut. Es war die Zeit, in der die Römer den Ansturm der Alemannen an einem Iller-Limes aufzuhalten versuchten. Oftmals wurde das Land von den Schwaben überflutet, aber das südliche Gebiet niemals von den Germanen endgültig erobert. Es wurde vielmehr durch Theoderich dem Großen, der ja Germane war, aber bei den in Betracht kommenden Maßnahmen römische Interessen vertrat, im Jahre 506 n. Chr. den Schwaben überwiesen. Und zwar in der Weise, daß die Schwaben sich nur niederlassen durften „seine detrimente Romanae possessions“, d. h. „ohne Beeinträchtigung des römischen Besitzes“, mithin ohne Behelligung der noch vorhandenen römischen Bevölkerung. Das Land nördlich von Kellmünz war schon vorher im Wege der Eroberung germanisch geworden. Kellmünz selbst aber gehörte zu den Augustanae clausurae, die von den Römern trotz aller Stürme stets festgehalten wurden, weil sie die Verbindung mit Augusta Vindelicorum, also mit Augsburg, sicherten.

Die Ausgrabung des Kastells erfolgte von 1901 bis 1913 durch Kaufmann Roman Linder, Kellmünz, und seine drei Söhne. Der größte Teil der Ergebnisse sowie die Bilder der bedeutendsten Skulpturen sind festgehalten in dem Buch: „Die Reste des römischen Kellmünz an Skulpturen und Mauern“ von Justizrat Johann Linder (erschienen 1914 in der Buchdruckerei Jakob Lintz in Trier). Die Reste der römischen Brücke wurden gefunden am 12. Februar 1927, als man das Illerkanalbett ausbaggerte. Die eisenbeschützte Römerbrücke befand sich zwischen dem Bahnhof Kellmünz und der Güterhalle, also etwa 300 Meter südlich von der heutigen Brücke. Sie führte unter S-förmiger Auffahrt zum Kastell Kellmünz hinauf.

Glanzparade der Herrschaft Kellmünz

Aus dem Römerkastell entwickelte sich später eine bedeutende Schwabenburg. Sie erlebte die Glanzperiode von Kellmünz. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts war Kellmünz im Besitz von Rudolf von Rheinfelden, Herzog von Schwaben, des Gegenkönigs des Kaisers Heinrich IV. Rudolf war in erster Ehe vermählt mit Mechthild, der Tochter Kaiser Heinrich III. Sie brachte ihm die Herrschaft Kellmünz. In zweiter Ehe war Rudolf vermählt mit Adelheid von Susa, der Schwägerin Kaiser Heinrichs IV. Aus dieser Ehe stammt Bertha von Kellmünz. Während des langwierigen Krieges zwischen Heinrich IV. und dem Gegenkönig Rudolf befand sich dessen Tochter Bertha auf der Schwabenburg Kellmünz. Da gab es hohe Besuche von seiten der Freunde und Verbündeten des Gegenkönigs Rudolf. Die Großen des Reiches gingen in Kellmünz aus und ein. In dieser Zeit lernte Bertha den Grafen Ulrich von Bregenz kennen. Sie heiratete ihn 1180, im gleichen Jahre, da ihr Vater in der Schlacht an der Elster tödlich verwundet wurde.

Wir spüren deutlich, wie die großen Ereignisse der deutschen Geschichte jener Zeit eng mit Kellmünz verbunden waren. Fortan nannten sich die Grafen von Bregenz häufig auch Grafen von Kellmünz. Ulrich und Bertha stifteten das Kloster Mehrerau. Als Graf Ulrich im Jahre 1097 starb, verwaltete Bertha mit fester Hand den großen Besitz. Sie war eine geschichtlich bedeutende und menschlich wahrhaft große Frau. Im Streit mit dem Grafen Hartmann von Kirchberg kämpfte Bertha im Jahre 1108 männlich, aber unglücklich mit in der Schlacht bei Jedesheim, wo es auf beiden Seiten viele Tote gab. Als Bertha am 20. Januar 1135 starb, wurde sie in der Klosterkirche zu Mehrerau beigesetzt. Berthas Sohn, Graf Ulrich von Bregenz und Kellmünz, wie er sich oft nannte, starb 1150. Seine Tochter Elisabeth, die Enkelin der Bertha von Kellmünz, heiratete 1156 den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen. Sie brachte ihrem Gemahl die Grafschaften Kellmünz und Bregenz zu und machte ihn zu einem der mächtigsten Herren im Schwabenlande.

Lassen wir darüber Quellen zur Geschichte Vorarlbergs und Lichtensteins von Dr. Adolf Helbock, Universitätsverlag Innsbruck 1923, sprechen: „Eine Enkelin der Gräfin Bertha Elisabeth heiratete einen Grafen von Tübingen. Als der älteste Sohn Berthas, Rudolf, der letzte Graf von Bregenz, starb, ging nach einem wütenden Erbstreit der Großteil des Bregenzer Besitzes und wohl der ganze Kellmünzer (über letzteren bereits verfügend) an die Tübinger. So läßt sich aus den

Nachrichten über den Besitz dieser Familie im Zusammenhang mit dem, was alaholfingisch-kellmünzisch gewesen sein muß, der letzte Besitz klarstellen.

Ursprünglich reichte die Herrschaft Kellmünz jedenfalls bis zur Donau. Zu ihr gehörten Marchthal und Kirchbierlingen und alle übrigen Besitzungen im württembergischen Donautal; ferner in den bayerischen Orten Kettlershausen, Günz, Riedlingen bei Donauwörth. Im Württembergischen: Bonlanden, Goppertshofen, Hattenburg, Walpertshofen, Kirchberg, Tübinger Lehen um Kellmünz selbst, z. B. Babenhausen mit Weinried, Greimelshofen, Kirchhaslach, Herletshofen, Oglishofen, Schwauben. Dann Erolzheim mit Edenbächen, Bechtenrot, Dietbruck, Edelbeuren, Laubach, Kirchdorf mit Binnrot, Ober- und Unteroeffingen und Waltenhofen. Als Kellmünzische Vasallen erscheinen im Gefolge der Tübinger die Edlen von Illereichen, Rieden, Roth, Hürbel bei Biberach, die Ritter von Kellmünz, Erolzheim, Oberstetten, Schwarzach und die Familien der Bessonen um Marchthal“.

Kellmünz aber mußte diesen Herrentausch schwer büßen. In dem unseligen Streit zwischen den Hohenstaufen und den Welfen wurde die Burg Kellmünz von dem mächtigen Herzog Welf nach langer Belagerung erstürmt und zerstört. Pfalzgraf Hugo selbst wurde von Herzog Welf gefangen und ein Jahr lang in Haft gehalten. In dieser Not gelobte Hugo, das in Verfall geratene Kloster Marchtal wieder herzustellen. Pfalzgraf Hugo hat Kellmünz aufgebaut. Die Urkunde für das Kloster Marchtal war von ihm im Jahre 1179 in Kellmünz, das mittelalterlich Clementia hieß, ausgefertigt worden.

Die Burg Kellmünz scheint später wiederholt zerstört und auch verlegt worden zu sein. „Die große Zeit war dahin“ und die mittelalterliche Geschichte der Herrschaft Kellmünz zeigt — dem mit dem Ende der Hohenstaufen im Jahre 1268 beginnenden Zerfall des Herzogtums Schwaben entsprechend — eine absteigende Entwicklung.

Und stetig floß die grünschäumende Iller am Fuße der Kellmünzer Höhe und sah die Zeiten herauf vier weitere Brücken über sich hinspannen. Seit Urzeiten waren Menschen und Völker durch ihre Furten und später über ihre Brücken hin- und hergezogen. Der Fluß kennt sie und ihre Schicksale besser, als es uns Bodenfunde und alte Urkunden zu berichten wissen.

Von mancher Untat und schlimmen Geschehnissen hören wir da. So wurde im Jahre 1258 Graf Egid von Kellmünz durch einen von seinem Schwiegersohn gedungenen Meuchelmörder von den Zinnen der Burg in den Abgrund gestürzt, wo er in den Wellen den Tod fand. Der Schwiegersohn, Graf Hartmann von Dillingen, wurde dafür in Mainz mit dem Schwerte hingegerichtet.

Schmuggler-Schicksale an der Iller

Und wieder sah die Iller ein neues Herrengeschlecht, dem auch die Brücken und der Zoll gehörten, kommen. Im Jahre 1268 heiratete Ritter Ulrich von Rechberg eine Tochter des Pfalzgrafen von Tübingen und erhielt als Mitgift die Herrschaften Kellmünz und Illereichen. Die Herrschaft Kellmünz wurde später ein Lehen von Württemberg. Der Brückenzoll, der Blutbann und das Marktrecht hingegen blieben ein Reichslehen. So wissen wir aus Urkunden, daß Kaiser Ludwig der Bayer am 1. April 1343 den Konrad von Rechberg mit dem Brückenzoll zu Kellmünz als Reichslehen begabte. Dieser Brückenzoll bestand schon früher und wurde nicht bloß erhoben von den Gütern, welche über die Brücke, sondern auch von denen, welche unter ihr zu Fluß hindurchgingen. Brückgeld und Wasserzoll zu Kellmünz werden noch im Jahre 1803 er-

wähnt. Selbstverständlich wurde, nachdem die Iller die Grenze der Königreiche Bayern und Württemberg bildete, bis zur Zollvereinigung, also bis 1834 der Grenzzoll erhoben. Manches Schmugglerschicksal erfüllte sich in dieser Zeit an und in den grünen Wassern der Iller.

Aus der Fluß- und Brückengeschichte der vergangenen Jahrhunderte seien nur noch zwei Ereignisse erwähnt. Als Ernst von Rechberg am 28. Mai 1604 starb, vermachte er in seinem Testament den Armen seiner Herrschaft Almosen. Bei der Verteilung dieses Almosens auf der Illerbrücke brach diese zusammen. Dabei sollen 250 Menschen ertrunken sein. Auch Kriegslärm erscholl immer wieder die Jahrhunderte herauf an der Illerbrücke. Am 5. Juni 1800 haben die Franzosen unter General Grenier mit den Österreichern um den Flußübergang gekämpft.

Nach 1860 erfolgte die umfassende Illerkorrektion, in deren Gefolge die Eisenbahn von Ulm zunächst bis Memmingen gebaut wurde. Am 11. Oktober 1862 wurde die Eisenbahn eröffnet. Am 16. Juni 1910 riß ein gewaltiges Hochwasser die letzte aus Eichenholz erbaute Illerbrücke bei Kellmünz weg. Eine Behelfsbrücke mußte 17 Jahre lang ihren Dienst tun, bis im Jahre 1927 die neue Illerbrücke dem Verkehr übergeben werden konnte.

Ein bedeutendes Bauwerk

Der Bau des Illerkraftwerks IV der damaligen OEW in Dettingen und die dadurch erforderliche Weiterführung des Illerkanals gaben den entscheidenden Anstoß zum Bau der neuen Brücke. Denn dieser Kanal durchsticht die Straße Dettingen-Kellmünz und machte daher die Anlage einer Kanalbrücke notwendig. Da an der fraglichen Stelle Kanal und Iller sich fast berühren, ergab es sich wie von selbst, daß man mit dem unaufschiebbaren Bau der Kanalbrücke gleichzeitig die Errichtung einer zeitgemäßen Illerbrücke verband. So kam es, daß das Flußbauamt Neu-Ulm Ende November 1925 die neue Illerbrücke in Auftrag gab. Es war ein gewaltiges Bauvorhaben, das nun verwirklicht wurde. Beinahe zwei Jahre lang ertönte das Lied unermüdlicher Arbeit bei Tag und Nacht im Illertal.

In drei Teilen spannt sich die neue Brücke über die Eisenbahnlinie, über die Iller und über den Kanal. Das Hauptstück, die eigentliche Illerbrücke, wölbt sich in kühnem Schwung mit einem betonierten Dreigelenkbogen von 65 Meter Spannweite über den Flußlauf. Er endigt in tiefgründigen, unnachgiebigen Widerlagern. Dieser Brückenteil liegt senkrecht zur Flußachse. Im Gegensatz dazu biegen beiderseits die Kanal-

brücke und die Überführung der Bahngeleise und der Kellmünzer Dorfstraße nach Süden ab. Durch diese mehrfache Knickung wurde eine außerordentliche Belebung des Gesamtlandschaftsbildes erzielt, wie sie sonst kaum irgendwo anzutreffen ist.

Die Kanalbrücke selbst ist wieder ein massiver Dreigelenkbogen von 55 Meter Spannweite. Wie aus einem Stück gegossen wuchs sie aus dem Gelände heraus und legte sich wuchtig über den tiefgelegenen Wasserlauf. Hoch über den Kanal, über die Iller und über die Eisenbahnlinie Ulm-Kempten wie über die Kellmünzer Dorfstraße zieht die Fahrbahn hin. Die Gesamtheit der bei Kellmünz vereinigten Brückenglieder haben eine Bauwerklänge von 210 Meter und 190 Meter Dammstrecke. Zur Herstellung der Brücke waren 12 000 cbm Aushub, 7000 cbm Dammschüttung und 8000 cbm Beton sowie der Bau einer 70 Meter langen Arbeitsbrücke mit 360 Zentner Tragkraft erforderlich. Als die Brücke im Jahre 1927 ohne besonderen feierlichen Akt dem Verkehr übergeben wurde, glaubte jedermann, daß dieses imposante Bauwerk vielen Generationen als segensreiche Einrichtung dienen werde.

Illerbrücke und Kellmünz 1945 schwer umkämpft

Wer hätte damals ahnen können, daß 18 Jahre später die Illerbrücke von Kampflärm des Krieges umtobt würde, während das brennende Kellmünz wie eine Riesenfackel schauerlich ins Tal hinausleuchtete! Es war am 24. bis 26. April 1945, als um den Illerübergang bei Kellmünz gekämpft wurde. In den Tagen vorher sah die Illerbrücke eine nicht endenwollende Heerschlange geschlagener deutscher Truppen über sich hin nach Osten ziehen. Und über der Brücke donnerten die Motoren der feindlichen Jagdbomber, knatterten die Maschinengewehre und bellten die Bordkanonen. Das bittere Ende der deutschen Armee war gekommen.

Der Schicksalstag der Brücke aber war der Dienstag, 24. April 1945. Als der Verfasser dieser Zeilen vor Tagesgrauen die Kellmünzer Brücke betrat, war die Brücke in Altstadt bereits gesprengt. Auf der Kellmünzer Brücke lagen mehrere Sätze schwerer Sprengbomben. Auf der Höhe der Brücke stand ein deutscher Pionier-Feldwebel, der auf Befragen erklärte, daß das bayerische Ufer Hauptkampflinie (HKL) sei, und daß er die Brücken sprengen müsse, sobald der Feind davor erscheine. Damit konnte jeden Augenblick gerechnet werden. Kellmünz wurde von der deutschen Kampfgruppe Loerges verteidigt. Der Ernst der Lage war eindeutig klar.

Der Kampf um den wichtigen Illerübergang stand bevor. Die sofort eingeleiteten Versuche, die Brückensprengung zu verhindern, führten leider nicht zum Erfolg. Das Unheil nahm seinen Lauf. Erst gegen 9.30 Uhr erschienen elf amerikanische Panzer, von Kirchberg kommend, vor der Illerbrücke. In diesem Augenblick explodierte eine der schweren Bomben am südlichen Teil des Jochbogens der Hauptbrücke und zer-

störte teilweise die halbe Fahrbahn. Die Explosion der zweiten Bombe und der Bomben auf der oberen Kanalbrücke ist verhindert worden. Die amerikanischen Panzer eröffneten sofort ein nahezu pausenloses Feuer auf Kellmünz. Der fanatische Verteidiger von Kellmünz hatte nur Maschinengewehrfeuer, aber nicht eine einzige schwere Waffe entgegenzusetzen. Seine Lage war aussichtslos; sein Widerstand beim damaligen Stand der Dinge sinnlos. Hätten die Amerikaner den Übergang über die zu diesem Zeitpunkt noch durchaus befahrbare Brücke gewagt, so wäre der Kampf um Kellmünz sehr wahrscheinlich rasch entschieden gewesen.

Der dramatische Ablauf sei nachstehend chronologisch und sachlich in seinen Höhepunkten berichtet. In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch ließ der deutsche Kampfkommandant gegen 3 Uhr mit einigen Kisten Sprengmunition ein großes Loch in die Fahrbahn des die Kellmünzer Dorfstraße überquerenden Brückenteils sprengen. Dadurch erst war die Brücke für Panzer unpassierbar gemacht. Als die amerikanischen Panzer sich am Mittwochnachmittag, 25. April 1945, von der Kellmünzer Illerbrücke zurückzogen, weil inzwischen die Behelfsbrücke in Dietenheim fertiggestellt war, konnte der deutsche Kampfkommandant von Kellmünz in aller Ruhe die beiden Bomben auf der bis dahin unbeschädigten Kanalbrücke zur Explosion bringen. Dadurch wurde die Fahrbahn der Kanalbrücke restlos zerstört. Gegen Abend setzte nun ein schweres amerikanisches Artilleriefeuer auf Kellmünz ein. Die amerikanischen Panzer aber nahen sich jetzt auf der von Illertissen kommenden Straße von Norden her Kellmünz. Das Ende war da. Wie es Schiller in dem Lied von der Glocke schildert:

... war der Tag erschienen,
wo des rauhen Krieges Horden
dieses stille Tal durchtoben,
wo der Himmel,
den des Abends sanfte Röte lieblich malt,
von der Dörfer, von der Städte
wildem Brande schrecklich strahlt!

Bevor der nächste Tag graute, mußte der deutsche Kampfkommandant mit dem Rest seiner Truppen Kellmünz fluchtartig verlassen. Kellmünz befand sich in der Hand der Amerikaner.

Und wieder ging wie in alten Zeiten eine

Völkerwanderung zur Illerfurt Kellmünz.

Dieses Mal waren es keine keltischen und illyrischen Händler und Siedler, die an der Furt auf das Verlaufen hohen Wassers warteten, — jetzt waren es tausende deutscher Soldaten, die von Osten kommend über die Trümmer der Kellmünzer Illerbrücke kletterten, um an diesem einzigen vom Feinde nicht bewachten Illerübergang Fluß und Kanal zu überschreiten. Bis nach Salzburg war die Kunde von dieser unbewachten Illerfurt gedrungen. Das Wissen um diese rettende Möglichkeit des gefahrlosen Flußübergangs lenkte einen durch Wochen hindurch nicht abreißen Strom deutscher Soldaten auf dem Wege in die Heimat über Kellmünz und bewahrte sie vor Kriegsgefangenschaft.

Als dann die OEW (Oberschwäbische Elektrizitätswerke) daran ging, die untere kleine Kanalbrücke, die am 24. April 1945 als erste gesprengt worden war, wieder instand zu setzen, atmeten die Bewohner des Illertales auf.

Nur mit Passierschein!

Der Verkehr zwischen den beiden Talseiten kam allmählich wieder in Gang. Wohl wußte man, daß die württembergische Seite zur französischen, die bayerische zur amerikanischen Besatzungszone gehörten. Aber man sah von der Besatzung zunächst nicht allzuviel. Da zogen im März 1947 deutsche Zoll- und Grenzwächter, die in amerikanischen Diensten standen, auf der Illerbrücke auf. Sie bauten sich auf der Kellmünzer Seite eine Hütte, brachten dort einen Schlagbaum an und sperren die Brücke hermetisch ab. Zu ihrem Leidwesen erfuhren jetzt die Talbewohner beiderseits der Iller, daß der Fluß zur Zonengrenze geworden war. Für den, der nicht im Besitze eines gültigen Passierscheins war, endete die Welt am Schlagbaum auf der Illerbrücke. Seine Majestät, der Passierschein, regierte. Welcher Mühe und welcher Kniffe aber bedurfte es zumeist, um in den rechtmäßigen Besitz eines solchen kostbaren Papiers zu gelangen. Alle Bewohner der illernahen Gemeinden wissen davon ein leidvolles Lied zu singen. Außer diesen legalen Grenzgängern gab es das weit zahlreichere Heer der Illegalen, welche mit klopfendem Herzen durch die Illerfurten waten. Für sie war der Grenzübergang ein manchmal nicht ungefährliches Abenteuer.

Das ganze Illertal war von einem schweren Alpdruck befreit, als die Grenz- und Zollwächter am 15. Oktober 1948 sang- und klanglos abzogen. Niemand weinte ihnen eine Träne nach. Die dann und wann von beiden Seiten betriebene „Menschenjagd“ an der Kellmünzer Illerfurt, die Passierschein- und Kennkarten-Kontrolle waren gottlob vorbei.

Die Jahre seit dem Zusammenbruch haben gelehrt, Geduld zu üben. So war es auch mit der Wiederherstellung der Kellmünzer Illerbrücke. Alle Parolen über einen baldigen Baubeginn erwiesen sich als falsch. Schon munkelte man, daß die Wiederherstellung noch lange auf sich warten lasse, weil es sich um eine grenznahe Brücke ohne besondere Bedeutung handle. Aber schließlich wurde es dann doch wahr, daß die Kellmünzer Brücke wieder gebaut wurde. Und wenn nun die Brücke später durch Abt Vitalis OSB, Otto-beuren, feierlich eingeweiht und in einem festlichen Akt durch die bayerische Staatsregierung dem Verkehr übergeben werden konnte, so wünschte man, daß das wiederhergestellte gewaltige Bauwerk vielen Geschlechtern als segensreiche Einrichtung diene in friedlichen, glücklicheren Zeiten.

H. S.